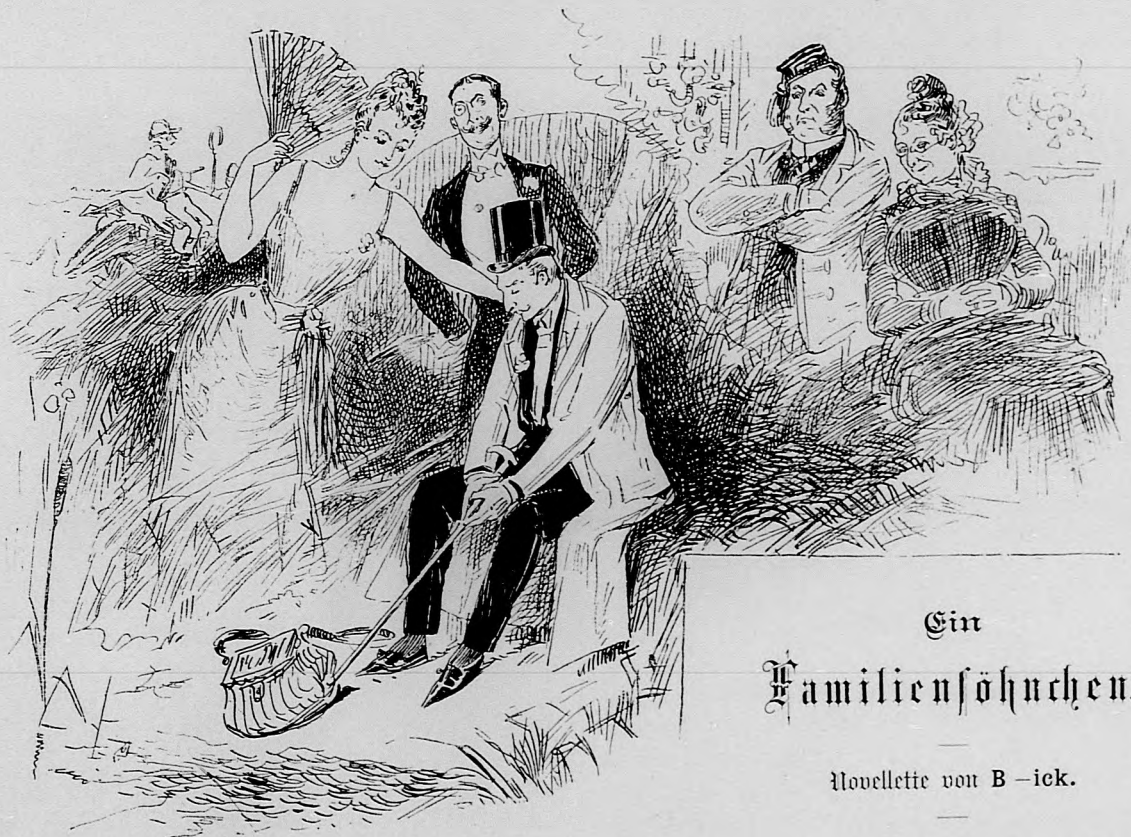




Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfa. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. — 90 Pfa. zu beziehen.



Ein Familiensöhnchen.

Novellette von B-iek.

Her Lorenz Jagemann ist der reiche Direktor der mesopotamischen Eisenbahnen und wegen seiner Millionen hochgeachtet und vielumworben, so daß er sich mit Recht für einen großen Mann halten darf. Unglücklicherweise ist er etwas spät reich geworden und ohne gerade ein schwerfälliger Mensch zu sein, muß er sich dennoch sagen, daß ihm so

Manches abgeht, um ein vornehmer Mann, ein wahrer „Clubman“ zu sein. Er sagt sich Dies ganz besonders dann, wenn er seinen einzigen Herrn Sohn sieht, den er — sobald er zu Reichtum gekommen — für diese wichtige Rolle bestimmt hat. Franz Jagemann hat denn auch seinem Vater ein schönes Stück Geld gekostet; denn die aristokratischen Neigungen

mußten in ihm künstlich entwickelt werden und Treibhausfrüchte sind bekanntlich theuer.

Mit achtzehn Jahren war Fränzchen noch ein sehr so-
lider junger Mann, der keine Schulden machte und keine an-
dere Leidenschaft kannte, als das Fischen mit der Angelleine
— zum großen Mißvergnügen seines Vaters. Auch Frau
Jagemann hätte gewünscht, daß ihr Sohn etwas mehr „für
die Welt“ sei, wie sie sich ausdrückte; sie sah ein, daß der
Reichthum mit gewissen Verpflichtungen verbunden sei und sie
wünschte gleich ihrem Gatten, Fränzchen in den „Athletic-
Club“ aufgenommen zu sehen. Um dem Eßhüch die Augen
zu öffnen, lud man sowohl in das Palais, das man im
Winter in der Residenz bewohnte, als im Sommer auf Schloß
Eibenthal die berühmtesten Lebeherrchen ein; ja, Herr Jage-
mann, der das Leben kannte, erlaubte sich sogar, den jungen
Edlen von F o r c h h e i m zu bitten, der Mentor seines Soh-
nes in jenen Gesellschaftskreisen zu sein, wohin sein Vater ihn
nicht führen konnte; zum Tausch dafür fand er es ganz in
der Ordnung, daß Herr von F o r c h h e i m lumpige 5000 Mark
von ihm pumpte.

Unter der Anleitung des Herrn von F o r c h h e i m lernte der
junge Franz Jagemann alsbald, wie man in der großen
Stadt sich vergnügen müsse. Sein Vater hörte Dies mit Freun-
den und dachte sich, Fränzchen werde schon mit der Zeit Ge-
schmack am eleganten Leben finden, wenn man ihn jetzt auch
noch ein wenig nöthigen müsse. Franz war nicht gerade schön,
auch keine elegante Figur; aber er erwarb sich bald den Ruf
der Freigebigkeit und war deshalb in der Lebewelt sehr gut
aufgenommen; insbesondere hatte er das Glück, von der schö-
nen Zirkusreiterin Atalanta ausgezeichnet zu werden, die ihre
Stunden theuer verkaufte, so daß nur sehr reiche Leute daran
denken durften, sich von ihr beglücken zu lassen. Durch Herrn
von F o r c h h e i m auf dem Laufenden erhalten, durfte Herr Ja-
gemann endlich hoffen, sein Geld unter die „noblen“ Leute zu
bringen und auch Frau Jagemann, sonst eine sehr brave,
ehrenwerthe Dame, fühlte sich in ihrem mütterlichen Stolze
sehr geschmeichelt. Fränzchen war nun „lancirt“ und eines
schönen Tages trat Herr von F o r c h h e i m mit dem Vorschlage
auf, daß Franz, der nunmehr glücklich in den „Athletic-Club“
aufgenommen sei, einen Rennstall haben müsse. Ein Rennstall!
Das ist ein Spielzeug, das der Erstbeste sich nicht gönnen
kann. Jagemann's Rennstall! Wunderbar! . . .

Franz fügte sich feufzend dem Wunsche seines Vaters und
seines Mentors. Der Rennstall war ihm schließlich noch lieber,
als Fräulein Atalante. Jagemann's Rennstall hatte bald sehr
schöne Erfolge aufzuweisen und die feinsten Damen widmeten
dem jungen Sportsman ihr Lächeln und die gute Frau Ja-
gemann war ganz selig, als nach einem großen Diner die
schöne Frau von L a d e n b u r g ihr versicherte, daß ihr Sohn
„ein sehr lebenswürdiger Cavalier“ sei. Frau Jagemann wußte
von Herrn von F o r c h h e i m, daß die Bekanntschaft mit Frau
von Ladenburg dem jungen Franz sehr zum Vortheil gereichen
könne. „Wenn sie sich für ihn interessirt“ — hatte er gesagt
— „wird sie ihm nach einigen Jahren zu einer glänzenden
Partie verhelfen.“ Frau Jagemann wurde eingeladen, die
elegante Frau von Ladenburg öfter zu besuchen; sie gingen
zusammen zu den Schneidern und in die eleganten Geschäfts-

läden; kurz: es entwickelte sich eine große Intimität zwischen
ihnen, und das Familiensöhnchen, zu höflich, um sich aus dem
Staub zu machen, mußte sich das vielsagende Augenspiel und
die zarten Zuorkommenheiten einer so raffinirten Dame wie
Frau von Ladenburg gefallen lassen. Diese gewann alsbald
Franzens Vertrauen und dadurch auch die Ueberzeugung, daß
sie ihre Nege vergebens nach ihm auswerfe. Sie entschloß sich
daher bald, sich mit dem Vertrauen der Eltern zu begnügen
und verstand es binnen kurzer Zeit, auf das Ehepaar Jage-
mann einen bedeutenden Einfluß zu üben. Der erste wichtige
Vorschlag, den sie ihnen machte, war der, daß man Franz
verheirathen müsse. „Ohne eine für ihn passende Frau wird
aus Franz nichts Rechtes werden“ — sagte sie Man berieth
sich mit Herrn von F o r c h h e i m und dieser war derselben Ansicht.
Es galt nur mehr, die junge Person zu finden und man be-
schloß, die Führung der Angelegenheit ganz und gar der Frau
von Ladenburg zu überlassen. Diese hatte die Güte zu ver-
sprechen, daß sie Gesellschaft empfangen wolle, um die heiraths-
fähigen Töchter zu sehen und sie kündigte in der That einen
Hausball zu Ehren ihrer „kleinen Freundinnen“ an. Der bei
der Sache am meisten Interessirte wurde einstweilen in völliger
Unkenntniß all' der Entwürfe gelassen, die in Betreff
seiner Person gemacht wurden. Ohne den geringsten Argwohn
traf er mit seiner Mama als Einer der Ersten auf dem
Balle ein.

Die jungen Damen in Weiß, in Blau, in Rosa fanden
sich in rascher Folge sehr zahlreich ein. Viele derselben küßten
die schöne Hausfrau, fast Alle empfingen ein artiges Compli-
ment von ihren Lippen. Herr Jagemann war entzückt; er
fühlte sich zu allen Geldopfern fähig, um eine so schöne und
liebenswürdige Schwiegertochter zu bekommen, wie Frau von
Ladenburg es war.

Franz tanzte mit Resignation, F o r c h h e i m mit Schwung,
Letzterer sehr häufig mit einem und demselben Mädchen, einem
Fräulein C h r i s t i a n e v o n E n g e l h e i m, einem Juwel
von kaum 20 Jahren, weiß wie Milch, mit einer Haut so
fein wie ein Rosenblatt, mit aller Anmuth im Gesichte, reiz-
end gebaut, dabei gutmüthig, heiter, keinen Scherz krumm
nehmend, mit einem Worte: ein Schatz, um den man sich riß.
Sie hatte überall eine Schaar von 15—20 anerkannten Tän-
zern, die keinen Andern zuließen und sie bei dem Cotillon
feierten und bevorzugten. Allein dieser reizende Schatz hatte
auch einen dunkeln Punkt: Christiane von Engelheim besaß
keinen Heller Mitgift, und obgleich sie sich daraus nicht viel
zu machen schien, war dies doch die einzige Ursache, weshalb
sie noch nicht vermählt war. Alle ihre Anbeter bramten vor
Echtfucht, sie an einen Andern verheirathet zu sehen und Alle
warteten auf den Mann, der diesen Engel endlich heimführen
würde. Herr von F o r c h h e i m, der sie sehr liebte, kam, als er
diese, mit Nieder und Leibchen kaum bekleidete, schöne, biegsame
Büste in seinen Händen fühlte, plötzlich auf einen Ein-
fall. Christiane war von sehr gutem Hause, die Tochter des
verstorbenen Obersten v. Engelheim und war dazu bestimmt,
die schönste Frau der Residenz zu werden. Dank seiner Hilfe
soll sie es auch werden! Er drückte etwas zärtlicher als nö-
thig ihre schlank Taille und sprach:

— Christiane, ich habe heute Abend mit Ihnen zu reden.

— Gut; wann denn?

— Nach diesem Tanze; ich kenne die stillen, traulichen Winkel dieses Hauses.

Er führte sie in einen kleinen Salon, der auf den Wintergarten ging. Hier waren sie ungestört. Sie ließen sich in einer Ecke nieder, wo Forchheim ihr seinen Plan auseinandersetzte.

— Ich bin einverstanden, sagte Christiane ein wenig blaß. Forchheim, Sie sind liebenswürdig.

— Und Sie erst! rief er entzückt, einen Kuß auf ihre Schulter drückend, was sie geschehen ließ. — Der Gatte wird ein guter Junge sein; Sie werden thun können, was Sie wollen und ich werde zu den Freunden des Hauses gehören.

Ein bedeutungsvoller Händedruck und der Pakt war abgeschlossen.

*

Drei Wochen später war Franz Jagemann wahnsinnig verliebt in Christiane v. Engelheim. Der alte Jagemann würde sich ebenfalls in sie verliebt haben, wenn sein Sohn ihm nicht zuvorgekommen wäre, und Mama Jagemann stand gleichfalls unter dem Zauber der holden Erscheinung. Frau von Ladenburg hatte sich über das Heirathsprojekt zustimmend ausgesprochen und Herr v. Forchheim war von hoher Befriedigung erfüllt. Allerdings fragte sich Letzterer, wie Christiane es zustande gebracht habe, Franz so zu bestücken, der dieses Eheprojekt anfänglich mit stiller Resignation aufgenommen hatte. Er hoffte in der Ehe den Frieden und diesen wollte er um jeden Preis. Seine erste Bedingung war die Auflassung seines Rennstalles. Papa Jagemann ließ in seinem Palais die künftige Wohnung des jungen Paares auf das kostbarste einrichten, immer unter der Anleitung der Frau von Ladenburg und des Herrn von Forchheim. Diese Beiden wären übrigens sehr überrascht gewesen, wenn sie die erste Unterredung der Verlobten hätten mit anhören können. Diese Unterredung war folgende:

Christiane sagte ohne jede Einleitung zu ihrem Bräutigam:

— Sie heirathen mich nur, um zu heirathen und um Ruhe zu haben, nicht wahr?

Franz war ganz verblüfft.

— Meine Eltern . . . stammelte er.

— Ja, Ihre Eltern wollen es, sagte Christiane, indem sie die Spanlette ihrer sehr defolletirten Robe zurechtshob. Hätte man Ihnen freie Wahl gelassen, so würden Sie vielleicht eine Andere gewählt haben?

— Aber, mein Fräulein! . . .

— Ja, denn ich habe einigermaßen seltsame Manieren. Aber ich will es Ihnen gestehen: Das ist nur gemacht. Ich bin ein Mädchen ohne Mitgift und hatte nichts zu riskiren; denn ich sah seit vier Jahren, daß sich Niemand ernstlich um mich bewerbe. Sie finden die Welt albern, ich ebenfalls. Wenn Sie einverstanden sind, wollen wir nichts weiter sagen; nach vollzogener Ehe werden wir uns schon verstehen und werden alle Welt links liegen lassen.

Von diesem Augenblicke datirte Franzens Liebe für Christiane.

So kam der Abend heran, an welchem der Ehevertrag unterzeichnet wurde. Die guten Freundchen waren herbeigeeilt,

um das Brautpaar zu beglückwünschen und lachten sich hinterher ins Häufchen.

— Ich gebe ihnen ein Jahr höchstens, sagte der Eine. Forchheim gehört zu den Freunden des Hauses und Der wird schon machen.

— Und er hat Recht, meinte ein Anderer.

— Wir konnten Franz gar nicht besser verheirathen, bemerkte ein Dritter.

*

Die Trauung ist vorüber. Christiane hat den Arm ihres Schwiegervaters genommen. In der Sakristei nimmt die Neuvermählte die Glückwünsche entgegen. Sie steht neben ihrem Gatten und ist sehr ernst; den Frauen dankt sie mit einem Lächeln, den Herren mit einem Kopfnicken. Es ist ärgerlich, daß man sich von der jungen Frau, die ihr Gatte nicht aus den Augen läßt, so trocken verabschieden muß. Man wird sich entschädigen müssen, wenn sie von der Hochzeitsreise zurückgekehrt sein wird.

Die Neuvermählten sind abgereist.

Es vergeht ein Monat, dann ein zweiter.

Die Tapezierer haben den letzten Nagel eingeschlagen. Die Wohnung steht zur Aufnahme des jungen Ehepaares bereit. Sie ist ein wahres Wunderwerk an Komfort und Eleganz. Herr Lorenz Jagemann hat durch einige ihm bekannte Reporter schon zweimal in den Zeitungen ankündigen lassen, daß Herr Franz Jagemann und seine junge Frau demnächst von ihrem Gute Sibenthal zurückkehren und ihre Salons öffnen werden. Aber sie kommen noch immer nicht. Endlich kommt die schreckliche Wahrheit an den Tag — Christiane hat geschrieben. Franz findet es in Sibenthal sehr schön; er mag nicht nach der Hauptstadt zurückkehren und sie fügt sich seinem Willen. Die guten Freunde und Freundinnen machen bei Empfang dieser Nachricht lange Gesichter. Auch Papa Jagemann ist anfänglich sehr verdrossen, doch begütigt er sich bald wieder, da seine Frau ihn über die wahren Ursachen des verlängerten Landaufenthaltes aufklärt.

Ein Entfalten ist in Sicht . . .

Lebensregeln.

Wer eine Frau überzeugen will, wende sich nicht an ihren Verstand, sondern an ihre Gefühlswelt.

*

Die Männer betrachten die Frauen vom Kopf bis zu den Füßen; die Frauen betrachten die Männer von den Füßen bis zum Kopfe.

*

Die Fesseln der Ehe sind so schwer, daß Zwei dazu gehören, um sie zu tragen, — manchmal sogar Drei.

*

Und doch ist dem Mann unter allen Dummheiten, die er begehen kann, die Ehe am ehesten anzurathen, weil diese Dummheit die einzige ist, die er nicht alle Tage begehen kann.

*

Das Genie hat seine Grenzen; die Dummheit hat keine.

*

Die Frauen begeistern uns oft zu großen Thaten, hindern uns aber noch öfter, solche zu vollziehen.

*

Die Blonden täuschen Dich, die Brünetten verrathen Dich.

Alexander Dumas.



Joseph.

Von Armand Silvestre.

I.

Ist's wahr, Hermance? Sie wollen vor unserer Hochzeit ihm noch einen letzten Besuch machen?

— Verzeihen Sie es mir, lieber Theodule; — Dies ist bei mir so ein Aberglaube. Das Wenigste, was ich thun kann, ist doch, daß ich ihm Lebewohl sage. Bedenken Sie, daß er drei Jahre mein Mann gewesen und daß er mich vollkommen glücklich gemacht hat.

— Sagen Sie lieber gleich, Hermance, daß Sie ihn mehr liebten, als Sie mich jemals lieben werden.

— Pfui, Theodule, wie häßlich ist's, auf einen armen Todten eifersüchtig zu sein! Und wie ungerecht sind Sie, mein Freund! Kann ich meine Zuneigung für Sie besser beweisen, als indem ich kaum die übliche Frist abwarte, um mit Ihnen eine zweite Ehe einzugehen? Ich bin noch in Halbtrauer (und möchte sie für immer behalten, weil Sie behaupten, daß sie mir gut läßt) und schon sprechen wir von meiner Braut-Toilette! Noch sind wir nicht Mann und Frau und ich bin schon dermaßen an Sie gewöhnt, daß wir soeben zusammen gefrühstückt haben, bei mir, am traulichen Kamin, und daß ich im Schlafrock geblieben bin, weil ich weiß, daß Ihnen Dies gefällt. Wenn Alldies noch nicht genug Beweise meiner Liebe sind . . .

— Ich kann mir nicht helfen, Liebste. Ihre Besuche im Kirchhofe sind mir peinlich. Sie kommen immer mit ausgeweinten Augen zurück . . .

— Anfänglich ja; aber jetzt bin ich schon stärker. Schenken Sie mir noch ein halbes Gläschen Chablis ein. Sie sollen sehen, wie standhaft ich bin!

— Theurer Engel!

— Und schneiden Sie mir einen Nepphuhnflügel ab. — Oh, seitdem ich Sie kenne, denke ich nicht mehr daran, mich zu Tode zu härmen, wie in den ersten Tagen der Trauer. Kommen Sie jetzt her und küssen Sie mich!

Theodule ließ sich Das nicht zweimal sagen.

Diese liebenswürdige Unterhaltung fand vor einer sehr gut versorgten Tafel statt, bei der es keine Diensthofen als Zeugen gab. Ein wahres Liebesmahl. Binnen acht Tagen sollten die Beiden Mann und Frau werden und sie nahmen sich vor, das Frühstück noch im Bett zu nehmen, mit dem Nachtsisch, den die Leser unschwer errathen. Theodules Ungeduld war übrigens sehr wohl begreiflich; denn Hermance war eine köstliche Person aus allen Gesichtspunkten, mit stahlblauen Augen, einem stets lachenden Munde, einem fetten Kinn mit einem Grübchen darin, und noch anderen Reizen, die weniger hoch lagen und so gut proportionirt waren, daß sie das schönste Gleichgewicht zwischen vorn und hinten herstellten.

— Sie werden aber nicht zu lange in dieser Todtenstadt bleiben, Hermance?

— Nein, Liebster. Es wird für mich zugleich ein Spaziergang sein; ich werde frische Luft schöpfen. Das Wetter ist herrlich. Auf dem Rückweg will ich Himbeeren-Eis zum Diner bestellen, weil Sie es so gern essen, Leckermant!

Ein neuer Kuß lohnte diese Aufmerksamkeit, dann eilte Theodule auf sein Bureau.

II.

Das Wetter war wirklich wundervoll! Ein herrlicher Frühlingstag, ganz in Licht gebadet, mit dem unbestimmten Dufte der neuen Blumen. In dieser Jahreszeit ist diese große Stadt herrlich schön. Die Frauen wagen schon leichtere Toiletten anzulegen, die sie auf den noch feuchten Straßen ein wenig heben, um das fein beschuhte Füßchen bewundern zu lassen. Ich bin ganz besonders empfänglich für dieses schöne Schauspiel und es ist ein wahres Glück für mich, daß ich an jenem Tage nicht Hermance, Wittve des Joseph Douillard und in Balde Gattin des Theodule Penouille begegnete, als sie nach dem Friedhofe ging, um ihrem ersten Gatten den Zoll der Pietät darzubringen, nachdem sie mit dem zweiten fein gefrühstückt hatte, mit Chablis und Zubehör. Sie setzt sich das Leben aus Lächeln und Thränen, aus frohen Hoffnungen und traurigen Erinnerungen zusammen.

Und wie Hermance so dahinschritt, gedachte sie ihres Eeligen, ohne besondern Kummer, aber auch ohne Groll, mit mehr Blumen als Dornen in der Erinnerung. Er war Alles in Allem ein guter Junge, weiland Joseph Douillard, dem sie jetzt auf dem Gottesacker einen Besuch abstatten wollte. Er war ein gemüthlicher Bursche und lachte gern. Wird auch Theodule Penouille ein so gut ausgeglichenes, stets heiteres Temperament haben? Sie wünschte es, zweifelte aber daran. Theodule war ein wenig melancholischer Natur; überdies etwas mißtrauisch und leicht erregbar.

Dagegen Joseph! welch' ein Prachtmensch war das! Der ließ keine Traurigkeit aufkommen! Und ein froher Schärer bei dem Weibchen! Nicht so düster-leidenschaftlich wie Theodule,

der gleich eine Märtyrer-Miene annimmt. Joseph liebte fröhlich, mit munteren Scherzen, ohne daß deshalb seine Zärtlichkeit an Tiefe und Hingebung etwas verloren hätte. Ach, wie viel hatten sie doch zusammen gelacht! Joseph hatte ein ausgezeichnetes Nachahmungs-Talent; er konnte jedweden Thierlaut nachahmen und da war des Lachens kein Ende. Es war so schön, sich unter all' den Kindereien zu lieben! Armer Joseph! es war unrecht von ihm, so plötzlich zu sterben!

Und sie erinnerte sich an tausend Details aus ihrem so früh zerrissenen ehelichen Leben. Im Sommer zum Beispiel erwachte Joseph immer zuerst und machte sich den Spaß, während sie noch schlief oder that als ob sie schlief, mit einer Feder oder einer Blume ihr den Hintern zu kitzeln, um sich an den Grimassen zu ergötzen, welche ihre Rehrseite bei diesen seltsamen Liebkosungen machte. Sie that dann, als ob sie erwachte und lachte mit. Und dann ging das Kosen von Neuem an.

Ach Joseph! was warst Du für ein reizender Kerl! seufzte sie. Hätte sie es über sich vermocht, allein zu leben, sie wäre seinem Andenken sicherlich treu geblieben. Aber dazu fühlte sie sich nicht stark genug, besonders im Frühling nicht, wenn die Vögel lustig im Laube zwitscherten und die Blumen liebbedürftig die Kelche öffneten . . .

III.

Sie schritt durch die düstere Pforte, welche zu beiden Seiten je eine Urne zierte. Die Sperlinge, die sich um den Tod nicht kümmern, luden mit ihrem Gezwitzher auch hier zum Liebkosen ein, und die Blumen, denen es gleichgültig ist, woher ihnen der belebende Saft kommt, hauchten mit ihren Düften gleichsam geheimnißvolle Klüße aus. Da Hermance hier schon Bescheid wußte, war sie bald bei dem Grabe, welches sie suchte. Es war Mittag und der Friedhof ganz leer; die Trauer um die Todten saß um diese Stunde beim Kaffee oder Thee. Hermance schickte sich an niederzuknieen, als sie plötzlich im Leibe ein leises Zucken verspürte. Schon seit geraumer Zeit fühlte sie ein gewisses Verlangen; der Chablis drängte ins Freie. Das Bedürfnis war jetzt fast schmerzlich geworden. Hermance sah ein, daß es ihr unmöglich sein werde niederzuknieen, ohne sich vorher an diesem ehrwürdigen Orte in anderer Weise niedergelassen zu haben. Was war da auch zu thun? Die Situation war eben nicht länger haltbar. Hermance warf rasch einen Blick der Vorsicht um sich und hockte nieder, die Röcke wie einen Ball vor sich aufbauschend.

Da fuhr ein milder Lusthauch durch den Friedhof und bog die langen Gräser zu jenem Theile ihrer Person herab, welchen sie soeben enthüllt hatte. Hermance stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und indem sie bei der kitzelnden Berührung der Grashalme der lieblichen Art gedachte, wie der Selige sie aus dem Schlaf zu wecken pflegte, sagte sie im Tone zärtlicher Dankbarkeit:

— Ach, Joseph!



Lieder eines Floherichs.

III.

Heut' noch flieken meine Thränen
— Todt ist er schon lange Jahre —
Die Grim'mung aber zeigt ihn
Bleich und leblos auf der Bahre.

Liebingssohn, mein guter Hafschi,
Ist noch wärest Du am Leben,
Hätt'st dem Hafsschlag Deines Vaters
Du stets mehr Gehör gegeben.

Kräftig war sein junger Körper,
Niemals blieb er lang im Thale.
Immer auf die Berge steigen
Kußte er zu lecher'm Mahle.

Auf die steilsten Busenberge
Stieg er unfer viel' Gefahren.
In der Flohzeitung die Reisen
Ganz genau beschrieben waren.

Aus noch nicht erschloss'nen Brunnen
Hafschi frank, mein Liebingsknabe,
Oder auch aus schon erschloss'nen
Auf den Gipfeln süße Labe.

Einstens sah'n wir eine Dame,
Schön wie nur die Göttin Fraya.
Hafschi wies auf ihren Fufen:
„Vater, sieh den Himalaya!“

„Diesen will ich heut' besteigen!“
Kaum gesprochen war dies Wort,
Hüpfte er von meiner Seite
Schon in weiten Sprüngen fort.

Endlich nach drei Stundenreisen
Sah er dunkle Bergesmassen,
Und den matten, müden Wand'rer
Thal ein kalter Schauder fassen.

Er jedoch in seiner Kühnheit
Wagt was er sich vorgenommen,
Um die Menschenmilch zu trinken,
Wenn den Gipfel er erklimmen.

Kaum bei Kräften, faumelnd, wankend,
Haf den Gipfel er erstrebt,
Und nach Labung, süßem Quichboru,
Jede Faser in ihm bebt.

Und er bohrt mit seinem Rüssel,
Bohrt und bohrt, bedeckt mit Schweiß.
Plötzlich wird vor Todeschrecken
Seine schwarze Farbe — — weiß.

Und dem Sterbenden, dem Armen
Wurd's auf einmal schrecklich klar:
Der erkrieg'ne Himalaya
Nur ein Gummibusen war.

Kri-Kri.



— Es heißt Keiner an, Alti; wie, wenn wir einen Fall thäten?

— Ach, Deinen „Fall“ kennt man schon.



— Unglücks Mensch, Sie haben mich kompromittiert! Reden Sie mit Mama!

Halten Sie sich zurück, Graf, mein Mann könnte uns beobachten. Herr Oberst sieht nichts, hat blindes Vertrauen zu seinem Adjutanten.



— Sagen Sie mal, Paul: Hat man noch kein Schlittschuh-System erfunden, mit dem man sicher einen Mann „anläuft“?



Sieben.

Harmlose Scherze.

Von Catalle Mendès

Der Wiedererweckte.

Ho! So höre doch! rief Jo.

— Wie? was ist's, Kleine? erwiderte Jo. Weshalb weckst Du mich zu so früher Stunde? Weshalb zwingst Du mich, fast unbekleidet das Bett zu verlassen, wo ich mich vielleicht noch freute, nicht allein geschlafen zu haben?

— Ach, ein großes Unglück ist mir zugestoßen!

— Wie? Erkläre Dich!

— Ich habe einen Mann getödtet.

— Was? Du hast einen Mann getödtet?

— Ach ja.

— Wieso denn? Durch eine Revolverkugel oder durch einen Dolchstoß?

— Thörin! Um einem Manne den letzten Seufzer zu entreißen, haben doch Personen unseres Schlages nicht nöthig, zu solch' heftigen Mitteln zu greifen. Ich denke, wir verfügen über viel natürlichere und mildere Waffen.

— Ach, Du beruhigst mich wieder.

— Nein, beruhige Dich nicht. Erfahre die ganze Wahrheit. Gestern Abend habe ich nach einigem Zögern, das eine um ihren guten Ruf besorgte junge Frau nothwendigerweise bekunden muß, mich entschlossen, meine Grausamkeit aufzugeben einem jungen Manne gegenüber, der einen vollen ganzen Tag sich um meine Gunst beworben hatte.

— Das genügt, um die strengste Tugend zu erschüttern.

— Nach dem Diner in seiner Junggesellen-Wohnung — Du weißt, daß der Champagner einen Schaum der Lust in meinen Augen und auf meinen Lippen hervorbringt — zeigte ich mich dem jungen Manne weit weniger zurückhaltend, als es sich wohl geziemt hätte; und in einigen Stunden tauschten wir mehr Küsse aus, als hundert Turteltauben in zwanzig Frühlingsnächten.

— Ei! Das will was heißen! . . .

— So, daß Derjenige, den ich erkoren und dem ich ein hundertfaches Paradies bereitet hatte, kurz vor Mitternacht kraftlos auf die Bettkissen hinsank. Vergebens versuchte ich, durch die scharfsinnigsten Künste ihn zu neuem Leben zu erwecken. Er hatte die Seele ausgehaucht.

— Schrecklich!

— Entsetzt floh ich aus seiner Wohnung. Unter tödtlichen Angstn habe ich den Rest der Nacht zugebracht und nun bin ich da, um Dir zu melden, daß ich einen Mann getödtet habe.

Jo war sehr ernst und nachdenklich geworden.

— Ein furchtbares Abenteuer in der That, sagte sie endlich. Und wie heißt der glückliche und zugleich beklagenswerthe Liebhaber, dem Du einen so süßen Tod bereitet hast?

— Valentin.

— Valentin?

— Ach ja, Valentin.

Jo brach in ein lautes Gelächter aus.

— Meiner Tren! rief sie dann, — die Leute, die Du umbringst, befinden sich sehr wohl. Gestern Abend, kurz nach Mitternacht, ist Valentin seiner Gewohnheit gemäß zu mir gekommen, und ich versichere Dir, so todt er auch gewesen sein mag, hat er sich doch mir gegenüber so lebendig gezeigt, als ich es nur immer wünschen konnte.

— Was sprichst Du? Valentin wäre vergangene Nacht zu Dir gekommen?

— Zu dieser Stunde schlummert er noch zwischen den Kissen und Spitzen des Kofees.

— Das kann ich nicht eher glauben, als bis ich es gesehen habe.

— So komm und sieh' es!

Und sie betraten das Schlafzimmer, das noch im Dämmerdunkel lag und von Dürsten durchzogen war. Hier lag hinter den Bettvorhängen, im Wirrwarr der Betttücher, die herabzugleiten drohten, ein junger Mann im Halbschlummer, den Arm wie zu einer letzten Liebkozung erhebend.

— Das ist wunderbar, fürwahr! rief Jo verblüfft aus.

— In der That, Valentin ist ein Wundermann, bestätigte Jo.

Und sie blickten einander zögernd an. Doch ihr Zögern währte nicht lange. Wie auf Verabredung brachen sie gleichzeitig in ein unbändiges Gelächter aus.

Valentin fuhr jäh aus dem Schlafe auf. Und als er die Beiden, Hand in Hand, vom Gelächter geschüttelt, vor seinem Bette stehen sah, — was konnte er da thun? Er stimmte in das Lachen aus vollem Halse mit ein.

Ein verhängnißvolles Datum.

Es naht der fürchterliche Augenblick, da meine Freundin gewohnt ist, mich zu betrügen. Vergebens würde ich mich bemühen meinem Schicksal zu entgehen. Alljährlich zur selben Zeit, wenn die Zugvögel die Schwingen regen, pocht das Herz meiner Freundin einer andern Liebe entgegen.

Der berühmte Kastanienbaum, der am zwanzigsten März zu knospen beginnt, ist nicht pünktlicher. Sie betrügt mich an einem bestimmten Tage, gleichwie jener am zwanzigsten Tage des Lenzmonats die ersten Knospen treibt. Ich bin auf das Auskunftsmittel verfallen, besondere Kalender drucken zu lassen, in welchen die Daten durcheinander geworfen waren. Vergebliche List! Der berühmte Kastanienbaum ist nicht pünktlicher, als meine Vielgeliebte.

Am 3. Oktober um elf Uhr Abends entbrennt sie unvermeidlich in Liebe zu irgend einem Unbekannten, der alsbald aufhört, für sie ein Unbekannter zu sein. Und ich empfinde ernste Besorgnisse, die nur zu bald gerechtfertigt sind, am 3. Oktober, Abends um elf Uhr. Manchmal ziehe ich sorglos die Uhr und sage: „Schau, noch nicht zehn Uhr!“ Aber ihr Herz kennt keine Verspätung. Am 3. Oktober, um elf Uhr Abends, entbrennt sie unvermeidlich in Liebe zu einem Unbekannten, der alsbald aufhört, für sie ein Unbekannter zu sein.

Vor zwei Jahren war es ein Clown, ein buntscheckiger Clown mit eingemeßtem Gesichte, in den sie sich verliebte.

Wer war's, auf den eifersüchtig zu sein sie vor zwei Jahren mir Anlaß gab? Ein buntscheckiger Clown. Das letzte Mal war es ein alter, ernster, kahlköpfiger, fein gekleideter Herr, den sie mir vorzog; — vielleicht war's ein Senator, vielleicht ein Akademiker. Ach, vor zwei Jahren war's doch wenigstens ein buntscheckiger Clown, in den sie sich verliebte!

Wer wird bei dem nächsten — ach, so nahen! — Termin der Erwählte sein? Es würde mich kränken, wenn sie sich in einen Bänkelsänger vom Eldorado verlieben würde bei dem nächsten, ach so nahen Termin! Dagegen wäre es mir gewissermaßen ein Trost für ihre Unbeständigkeit, wenn sie einem jungen Poeten in seinem Dachstübchen einen Besuch machen wollte bei dem nächsten, ach so nahen Termin!

Ihr sagt, es sei ein grausames Schicksal, in solcher Weise geprellt zu werden. Aber bedenket doch, daß ein ganzes Jahr der Treue mich für diese momentane Verirrung entschädigt. Welcher Liebhaber darf sich rühmen, daß seine Geliebte zwischen einer Untreue und der andern zwölf Monate verstreichen läßt?

Die ersten Erdbeeren.

„In diesem Walde“ — sagte mir das ausgelassene Mädchen — „in diesem geheimnißvollen, lieblichen Walde habe ich wilde Erdbeeren gepflückt in Gesellschaft Desjenigen, den ich mit sechszehn Jahren liebte. In der Frische des dämmernden Morgens begannen die Blumen ihre Kelche zu erschließen und die Vögel zu singen. Die Luft war voll mit Düften und Musik.“

— Ach, erwiderte ich betrübt, warum denkst Du an diese Vergangenheit, die die Deinige ist, aber nicht die unserige? Hier also hast Du den sträflichen Kuß, den Du für mich hättest aufbewahren sollen, Dir rauben lassen oder vielleicht gar freiwillig gegeben!

— Ja, in diesem Walde, erwiderte das ausgelassene Mädchen; in diesem geheimnißvollen, lieblichen Walde.

Aber wer hat von einem Kusse gesprochen? Und von welchem Kusse sprichst Du selbst in vorwurfsvollem Tone? Fürwahr, mein Herr! Sie setzen seltsame Dinge von mir voraus und Ihre Eifersucht ist unsinnig. Bin ich strafbar, weil ich wilde Erdbeeren gesammelt in Gesellschaft Desjenigen, den ich mit sechszehn Jahren liebte?

Schau! hier neben diesem Hagedorn-Strauche fand ich eine, ganz klein, kaum noch rosig gefärbt, und ich war darob so erfreut, daß ich sie nicht essen konnte, so sehr lachte ich. Weiterhin fand ich eine zweite Erdbeere und dann noch eine. Oh, es war ein reizender Spaziergang und ein höchst ergötzliches Beerenpflücken!

— Und hat er, — fragte ich — der Dich begleitete, nicht auch Erdbeeren gepflückt?

Sie brach in ein helles Lachen aus.

— Auch er hat eine gepflückt, sagte sie; an einer Stelle, wohin noch keine Hand gelangt war. In diesem Walde, in der frischen Kühle des Morgens; und die Luft war erfüllt von Düften und Musik! . . .

Die gute Ausrede.

Ich verlangte, daß sie kein Wieder mehr trage, weil trotz Fließ und Seide die Fischbeine ihren zarten Leib drückten. Ach, niemals hätte ich geglaubt, daß sie aus diesem Grunde sich von Andern, als von mir werde umarmen lassen, achtmal, zehnmal des Tages, am Morgen, am Mittag, am Abend.

Ich zürne, ich schelte, doch sie antwortet mir: „Nichts ist meiner Schamhaftigkeit peinlicher, als diese häufigen Umarmungen, glaube es mir. Aber ich bin dazu gezwungen. Du hättest eben nicht . . .“ (Ja, ich war es, der verlangt hatte, daß sie kein Wieder mehr trage, weil trotz Fließ und Seide die Fischbeine ihren zarten Leib drückten.)

„ . . . Du hättest eben nicht verlangen sollen, fuhr sie fort, daß ich mich von der fortwährenden Umschließung trenne, in welcher die ganze Büste sich eingezwängt fühlt. Ich war so sehr daran gewöhnt, daß ich jetzt, da ich sie nicht mehr habe, sie ersetzen muß, so oft ich kann.“

Was sollte ich da antworten? Sie hat augenscheinlich Recht, die liebe Kleine. Ich war es ja, der verlangt hat, daß sie kein Wieder mehr trage! . . .



Arzte.

— Nun, Herr Doktor, wie geht es Ihrem Kranken, dem Herrn von F.?

— Ach, er ist todt!

— Schau! Sie meinten, er würde es noch ein halbes Jahr hinausziehen . . .

— Ja, er hat meine Erwartungen übertroffen.

*

Unter Freunden.

— Du kennst wohl Karl?

— Das will ich glauben.

— Ein guter Kerl, nicht wahr?

— O ja, und seine Frau nicht minder.

*

In der Oper.

Die Mutter zur Tochter:

— Jeanne, schlag' die Augen nieder!

Jeanne hinter ihrem Fächer:

— Oh, Mama, ich weiß schon, wann man die Augen niederschlagen muß.

*

Unter Zuhältern.

- Immer Glück bei den Weibern?
- Das will ich glauben!
- Mit wem bist Du jetzt?
- Pffft!
- Was soll die Geheimtheneri?
- Geschäftsgeheimniß.

*

Unter Cocotten.

- Eine Blonde und eine Brünette in intimer Unterhaltung.
- Und was ist's denn mit Alfred?
- Er hat mich verlassen, seitdem er erfahren, daß ich falsches Haar trage.
- Ei! daß die Leute sich doch immer in Dinge einmengen, die sie nichts angehen.
- Freilich ja! Ich sagte ihm auch: Wenn Du mir ein Zwanzigmarkstück gibst, frage ich Dich da, ob es Dein ist?

Die schöne Luciole. (26)

Roman von Charles Aubert.

VII.

Eine gekörte Unterhaltung.

Als der alte Jaques sich von den Brüdern Firminy getrennt hatte, bestieg er einen Fiaker und ließ sich an verschiedene Orte führen, wo er die Spuren seines Sohnes suchte — aber vergebens.

Es war sieben Uhr Abends. Der Greis lohnte den Kutsher ab und ging traurig den Boulevard hinauf, bald rechts, bald links blickend, in der unbestimmten Hoffnung, daß ein Zufall ihn wieder mit seinem Sohne zusammenführen würde. An der Ecke der Rue du Fauburg-Montmartre tauchte plötzlich ein bekanntes Gesicht vor ihm auf, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. In Gesellschaft zweier Franzosinnen mit auffälligen Toiletten und rothen Ohignons sah er einen jungen Menschen mit ungewöhnlich langer Nase.

Diese Nase konnte nur Frigoulet angehören. Der Graf von Puymeras zögerte denn auch keinen Augenblick. Er folgte den Dreien und als er sie das Restaurant Brébant betreten sah, wandte er sich an einen Kellner und sprach:

— Geben Sie mir ein Kabinet neben demjenigen, welches diese Herrschaften nehmen.

Nach kurzem Verweilen in seinem Kabinet hatte der alte Graf seinen Plan fertig. Er trat hinaus auf den Couloir und klopfte entschlossen an die Thür des benachbarten Kabinetes.

Man öffnete ihm. Er trat rasch ein und schloß die Thür.

— Schau, ein Gast! sagte eine der Damen.

— Bah! woher kommt dieser Chinese? fragte die Andere.

— Gott, Herr Jaques! rief der ehemalige Clown aus.

— Ja, ich bin's, lieber Herr Frigoulet und ich will Ihnen nicht verheimlichen, daß ich Alles weiß.

— Ich bin verloren! rief Frigoulet.

Wir müssen hervorheben, daß der ehemalige Gaukler jetzt ganz verändert aussah. Er trug weiße Leibwäsche, elegante Kleider, eine feuerrothe Halsbinde; Geschmeide schmückte seine Hände und seine Weste; seine gelben Haare waren künstlich gekräuselt.

Als er den Greis auf sich zukommen sah, sprang er mit einem Sage auf das Fenster, setzte einen Fuß über die Brüstung und wollte sich hinausstürzen, als der Greis, rasch wie der Blitz, hinzusprang, und Frigoulet am Arme packte.

— Halt, einen Augenblick, sagte er, mit übermenschlicher Kraft den Clown in das Zimmer zurückführend. Ich halte Euch fest und Ihr werdet mir nicht entkommen.

Er läutete und befahl dem Kellner:

— Noch ein Gedeck!

Dann holte er eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche und reichte sie den beiden Frauenzimmern mit den Worten:

— Meine Damen, ich bin untröstlich, auf Ihre lebenswürdige Gesellschaft verzichten zu müssen; allein, da ich mit diesem Herrn zu reden habe, bitte ich Sie, anderweitige Vergnügungen zu suchen.

Als die beiden Dirnen sich entfernt hatten, warf Frigoulet besorgte Blicke umher; er fürchtete jeden Augenblick die Thüre aufgehen und die Polizeiagenten eintreten zu sehen.

— Was wollen Sie mit mir anfangen? fragte er in furchtsamem Tone.

Und als der Alte ihm nicht antwortete, fuhr er fort:

— O, gnädiger Herr, wenn Sie wüßten, wie unglücklich wir waren! Man nannte uns die Mageren. Jeden Tag stieß uns ein neues Unglück zu.

— Ja, ich weiß es. Und als ich nach dem Diebstahl meines Goldes die Breche in der Mauer sah, erfuhr ich auch, daß Ihr der Sohn und Mitschuldige dieser Unglücklichen waret.

— Ach ja, stöhnte Frigoulet.

— Ich könnte Euch also verhaften lassen, aber ich will es nicht thun.

— Wie, Sie wollen mich nicht verhaften lassen? Sie verzeihen mir also? O Dank, gnädiger Herr, tausend Dank!

— Ich verzeihe Euch, erwiderte einfach der Greis. Welche Summe habt Ihr genommen?

— Ich weiß es nicht genau, aber es werden wohl an die 800,000 Francs gewesen sein. Mit Ausnahme dessen, was wir schon ausgegeben haben, wollen wir Ihnen Alles zurückgeben.

— Ich will nichts zurück haben.

Frigoulet erbleichte und zitterte an allen Gliedern.

— Wie, Sie schenken uns das Gold? stammelte er.

— Ja, ich schenke es Euch und will Euch sogar eine regelrechte Schenkungs-Urkunde darüber ausfertigen, aber unter einer Bedingung.

— O sprechen Sie, sprechen Sie! rief Frigoulet, den die Freude schier erstickte.

— Ihr müßt mich sogleich zu dem jungen Manne führen, den Ihr kennt, zu Herrn Friedrich.

— Nichts ist leichter. Er wohnt in demselben Hause, wo wir wohnten.

— Wie, neben mir?

— Ja.

— So kommt, kommt! rief der alte Jaques, laßt uns keine Minute verlieren. O mein armer Friedrich!

Sie verließen sogleich das Restaurant und warfen sich in einen Mietswagen. Eine Viertelstunde später hielt der Fiaker vor dem Hause, wo Friedrich wohnte. Sie stiegen zu dem Zimmer des jungen Malers hinauf, pochten aber verge-

bens an seine Thür. Frigoulet klopfte auch wiederholt an die Thür Madeleines, erhielt aber keine Antwort.

Nun gingen sie wieder hinab und wandten sich an die Hausmeisterin. Diese theilte ihnen mit, daß der junge Mann seit vier Tagen verschwunden sei und sie nicht wisse, was aus ihm geworden. Diese Nachricht stürzte den alten Jaques wieder in die tiefste Niedergeschlagenheit.

— Ach, seufzte er, ich fühle mich heute so schwach, ich möchte nicht sterben, ohne ihn gesehen zu haben.

Frigoulet geleitete den Alten nach Hause und suchte ihn unterwegs zu trösten. Er versicherte, daß er und seine ganze Familie künftig ihre ganze Zeit damit zubringen wollten, Herrn Friedrich zu suchen.

VIII.

Bei Silvius Glimard.

Wir haben die Mageren in dem Augenblicke verlassen, wo sie, im Hofe eines Hauses verborgen, von einem kleinen, seltsam aussehenden Manne überrascht wurden, der sie fragte, was sie da thäten. Die Mageren waren in einer mißlichen Lage. Frigoulet übernahm es, die Frage zu beantworten.

— Mein Herr, sagte er dem phantastisch gekleideten Zwerg, wir kommen eben in Paris an, wo wir Niemanden kennen; wir sind von der Müdigkeit gebrochen, mein Vater stirbt. Wollen Sie uns Gastfreundschaft gewähren? Wir wollen gerne bezahlen.

— Dieses Haus ist keine Herberge. Wie seid Ihr übrigens hereingekommen?

— Mein Vater ist an das Thor gefallen, das unter dem Drucke nachgegeben hat. Wir haben Geld, mein Herr, und wollen Ihnen geben, was Sie verlangen, selbst hundert Francs, wenn Sie wollen.

— Geht zu allen Teufeln! rief der Zwerg wüthend.

Er näherte sich den Leuten in der offenkundigen Absicht, sie hinauszujagen, als er plötzlich strauchelte und die auf dem Boden umherliegenden Goldplatten bemerkte.

— Wie? was? rief er verblüfft, indem er mit seiner Laterne den Tragkorb Rodions beleuchtete. Gold? Gold?

— Ja, Gold, stammelte Frigoulet; wir haben es Jemandem zu überbringen.

Der Zwerg wurde sogleich freundlicher.

— Nehmen Sie sich die Mühe hereinzukommen, sprach er. Ich glaube, daß wir uns verständigen werden.

Eine halbe Stunde später waren die Mageren in einem Zimmer untergebracht. Rodion lag auf einer Matratze ausgestreckt; der kleine Bucklige, der kein Anderer war, als Silvius Glimard, den wir im Schloß Arpajon kennen gelernt haben, und der, wie wir wissen, einige ärztliche Kenntnisse besaß, war bemüht, dem Kranken seinen Beistand zu leisten.

— Ihm ist ein Blutgefäß geborsten, sprach der Zwerg. Ich will ihn bald wieder herstellen.

Er reichte dem Kranken ein herzstärkendes Mittel und rieb ihm kräftig die Schläfen, worauf der unglückliche Rodion alsbald das Bewußtsein wieder erlangte.

— Wo ist mein Tragkorb? war seine erste Frage.

— Da ist er, antwortete Frigoulet, der die umhergestreuten Goldplatten gesammelt und wieder in den Tragkorb gethan hatte.

Der Zwerg war nachdenklich geworden, er bemühte sich, den Werth des Goldes abzuschätzen, das er vor sich sah und fragte sich im Stillen, woher diese Leute den Schatz wohl hätten? Es sind augenscheinlich Diebe, sagte er sich, und ich wäre dumm, wenn ich nicht meinen Theil an ihrer Beute erlangen würde.

— Ich ziehe mich jetzt zurück, sprach er freundlich, damit Sie ungestört sind. Wenn der Kranke meiner bedürfen sollte, klopfen Sie nur an diese Thür und ich werde sogleich kommen.

Die Mageren mißtrauten zwar dem kleinen Manne im gelben Schlafrock, waren aber nichtsdestoweniger erfreut darüber, sich vor jeder unmittelbaren Gefahr geschützt zu sehen.

Am Morgen kam Silvius wieder und untersuchte den Kranken. Rodion glaubte sterben zu müssen, allein der Zwerg erklärte, daß der Athlet bald wieder seine Kräfte erlangen würde.

Die arme Diana hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen. Der Haß ist ein schreckliches Fieber, das uns nicht zur Ruhe kommen läßt. Ihre Schwäche besiegend, verließ die Tochter des Chambardas gegen neun Uhr Morgens das Haus des Silvius und begab sich nach der Wohnung des Barons Firminy. Sie kam jedoch zu spät und hatte knapp Zeit, nach der Kirche St. Augustin zu eilen, wo die Trauung Justins mit Juliette stattfand. Wir haben die Scene geschildert, die nach der Trauung zwischen Diana und Justin sich abspielte und haben erzählt, wie René das ohnmächtig gewordene Mädchen zu Madeleine gebracht hatte.

Vor dem Hause trafen sie Chambardas, den die Polizei in Freiheit gesetzt hatte. Er war zu den Mageren geeilt, hatte aber Niemanden mehr gefunden. Offenbar hatten sie den beabsichtigten Streich in der vergangenen Nacht ausgeführt und Chambardas wagte es nicht, sich zu zeigen, weil er festgenommen zu werden fürchtete.

In dieser Verlegenheit erblickte er plötzlich seine Tochter Diana, die in Gesellschaft des ihm unbekanntenen René aus einem Wagen stieg.

— Wo gehst Du hin? fragte er seine Tochter.

— Ich weiß es nicht, erwiderte Diana, die selbst nicht wußte, wie sie hiehergekommen war.

Dann nahm René das Wort.

— Mein Herr, sagte er, Fräulein Diana ist nach einer heftigen Scene, die sie in der Kirche St. Augustin hatte, unwohl geworden und ich glaube eine Pflicht zu erfüllen, indem ich sie hierher zu meiner Schwester brachte, wo ich sie vor einigen Tagen gesehen habe.

In diesem Augenblicke erinnerte sich Diana plötzlich der Geschehnisse der verflossenen Nacht und da sie die Gefahr begriff, welche für sie und ihren Vater darin bestand, in dieser Gegend sich aufzuhalten, rief sie:

— Nicht hier, nicht hier! steige rasch ein, Vater!

Chambardas beeilte sich, den Platz René's im Wagen einzunehmen und schloß rasch die Thür.

Diana aber reichte dem jungen Manne die Hand und sprach:

— Dank, mein Herr, Dank von ganzem Herzen! Sagen Sie dem Fräulein Madeleine, daß ich sie heute nicht besuchen kann, aber baldmöglichst kommen werde, um ihr für alle Güte zu danken.

— Es ist schon gut, Fräulein, erwiderte René. Welche Adresse soll ich dem Kutscher geben?

— Rue des Moines; das Haus werde ich ihm schon bezeichnen.

Einige Minuten später waren alle Mageren vereinigt. Mit rührender Bereitwilligkeit machte der kleine Bocklige sich anheischig, einige Goldplatten an eine ihm bekannte Persönlichkeit zu verkaufen, falls seine Gäste geldbedürftig wären.

Silvius Klimard verkaufte denn auch noch am selben Tage Goldplatten für 40,000 Francs. Davon gab er den Mageren 20,000 und behielt den Rest für seine Mühewaltung.

Frigoulet war im Augenblick entschlossen, sich den Speculationen des kleinen Bockligen zu entziehen. Noch am nämlichen Tage kleidete er sich neu vom Kopf bis zu den Füßen und suchte eine passende Wohnung, 6 Zimmer in einem Hause auf dem Boulevard Magenta. Im Verlaufe einer Woche möblierte er diese Wohnung. Es versteht sich von selbst, daß Alldies ohne Wissen des Silvius Klimard geschah, gegen den die Mageren eine große Abneigung empfanden. Es galt nun, dem Zwerg in geschickter Weise zu entinnen und für immer auf seine Dienste zu verzichten. An dem Abend, an welchem wir Frigoulet in Gesellschaft zweier Dämchen ein Restaurant betreten sahen, wo der alte Jaques ihn überraschte, machten die Mageren in aller Stille ihre Vorbereitungen, das Haus zu verlassen. Die Goldplatten waren in fünf Felleisen verpackt worden, welche Frigoulet angeschafft hatte. Chambardas hatte der Familie angekündigt, daß man am folgenden Morgen ausziehen werde. Allein der kleine Bocklige hatte die Vorbereitungen der Mageren belauscht; er hatte die Felleisen gesehen und daraus geschlossen, daß sie sich seinen kostspieligen Wohlthaten entziehen wollten. Er eilte zu seinem Schreibpulte und warf mit stinker Hand einige Zeilen auf ein Blatt Papier. Dann blickte er durch das Schlüsselloch in das Zimmer, wo die Mageren sich befanden und flüsterte:

— Gut, gut, sie werden nicht durchgehen, ehe ich zurückkehre.

Hierauf verließ er eilig das Haus und lief zur nächsten Telegraphenstation.

IX.

Der Polizei-Kommissär.

Gegen neun Uhr Abends, als die Mageren über das Ausbleiben Frigoulets schon unruhig zu werden begannen, erhielt der bucklige Zwerg, der sich jetzt still in seinem Zimmer verhielt, den Besuch eines Mannes, mit dem er sich sofort einschloß.

— Wer mag wohl zu unserem häßlichen Hauswirth gekommen sein? fragten sich die Mageren besorgt.

— Was kümmert es uns! erwiderte Chambardas; morgen werden wir nichts mehr von ihm zu fürchten haben.

— Wenn er nur nichts von unserem Vorhaben merkt. Jetzt ward an die Thür des Zimmers geklopft, in welchem die Mageren sich aufhielten.

— Herein! rief Chambardas mit schwankender Stimme. Die Thür ging langsam auf.

Der Zwerg trat ein, gefolgt von einem alten Herrn mit strenger Miene, der mit dem Hut auf dem Kopfe sich den Mageren näherte.

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? fragte Chambardas, der seine Unruhe nur schwer meistern konnte.

Statt aller Antwort knöpfte der Unbekannte seinen Ueberrock auf und zeigte eine dreifarbigte Schärpe, die um seinen Leib geschlungen war.

— Der Polizei-Kommissär! riefen die Mageren entsetzt aus.

— Jawohl, ich bin der Polizei-Kommissär des Stadtviertels Barignolles. Jeder Fluchtversuch wäre vergebens, denn meine Leute haben das Haus umstellt.

— Wir denken nicht daran, zu fliehen. Aber ich bitte Sie mir zu sagen, was Sie von uns wünschen.

— Ich habe verschiedene Fragen an euch zu richten, sagte der Kommissär in feierlichem Tone.

Dabei zog er ein Schreibheft aus der Tasche und schickte sich an zu schreiben.

— Wie heißt ihr?

Chambardas erbleichte.

— Wozu brauchen Sie Das zu wissen?

— Hütet euch! sagte der Kommissär; ihr habt der Justiz zu antworten.

— Nein, ich antworte nicht!

— Ihr könntet Das sehr bereuen; denn ihr steht unter schrecklichen Anklagen.

— Unter welchen Anklagen?

— Herr Silvius Klimard, euer Hauswirth, hat euch vor vier Tagen zu sehr vorgerückter Nachtstunde im Hofe seines Hauses getroffen.

— Ja.

— Ihr waret in Lumpen gehüllt, welche die äußerste Noth verriethen.

— Ist's ein Verbrechen, arm zu sein? bemerkte die Sorgue.

— Gewiß nicht! Aber ihr habt etwas zu verheimlichen, da ihr eure Namen nicht nennen wollt. Wo habt ihr bisher gewohnt?

Keiner sprach ein Wort.

— Ihr schweigt? Ich dachte mir's wohl, daß ihr ein Interesse habt, auch Dies zu verheimlichen. Ich fahre denn fort. Herr Silvius Klimard . . .

— Schuft! rief die Sorgue mit geballter Faust.

— Still! rief der Beamte mit strenger Stimme; ihr verschlimmert nur eure Lage. — Herr Silvius Klimard hat mir mitgetheilt, daß ihr Goldplatten in einem Tragkorbe und in Säcken mit euch führet. Ist Das wahr?

— Nun wohl, ja, da Sie es schon wissen.

— Wie seid ihr in den Besitz dieses Goldes gekommen? Und als die Mageren wieder schwiegen, rief der Beamte aus:

— Im Namen des Gesetzes: ich erkläre euch für verhaftet!

(Fortsetzung folgt.)